

Das große Mißverständnis (Kunst und Wissenschaft), 1942

Die Kontroverse, die den Künstler dem Wissenschaftler vor über einem Jahrhundert entgegenstellte, wurde so wie es scheint bis heute nicht beigelegt; in der Tat, sie stellt immer noch eines der Hauptkonflikte unserer Zivilisation dar. Es handelt sich um die Kontroverse Goethe-Newton über das Thema der Newtonschen Optik. Das erstaunliche an dieser Kontroverse ist die aggressive Geringschätzung des Dichters, seine Wut, die mit dem Thema in keinem rechten Verhältnis zu stehen scheint. Goethe gegen Newton: Jeder, der Licht in Farben zerteilen wolle, müsse als ein Affe angesehen werden; diejenigen, die vorgeben gänzlich reines Licht aus farbigem Licht zu komponieren, sind nichts als neue Obskurantisten, wenn nicht gar Lügner. Der Dichter versucht zu aller Zeit, zur richtigen wie zur falschen, die Newtonsche Optik mit solcher Vehemenz zu diskreditieren, daß sein Protest offensichtlich etwas sehr viel grundlegenderes anstrebt, als die optischen Probleme, die in seiner „Farbenlehre“ diskutiert werden. Dies ist nicht der Ort im Detail auf einen Streit einzugehen, den die Wissenschaft schon seit langem zugunsten Newton entschieden hat. Schopenhauer, der vergeblich versuchte die Theorie des Dichters zu verteidigen, berührt den essentiellen Punkt wenn er Newton vorwirft als *Quantität* zu deuten, was tatsächlich *Qualität* sei. Aber der idealistische Philosoph „löst“ die Frage durch eine Verwirrung zwischen Quantität und Qualität, die für metaphysisches Denken charakteristisch blieb, sei es idealistisch oder materialistisch. Goethe sah das Problem klarer, als er behauptete, daß Qualität und Quantität als die beiden Pole der wahrnehmbaren Existenz zu verstehen seien. Man muß jedoch hinzufügen, daß der Dichter dieser Polarität keinen Raum gibt, außer theoretisch und mit Restriktionen, die keine wissenschaftliche Untersuchung zulassen. Praktisch schließt er durch seine Feststellung, daß die Physik Licht als eine höchste und unteilbare Entität betrachten solle, jede quantitative Deutung aus. Er gesteht dem Universum nur eine qualitative Deutung zu und protestiert gegen die inquisitorischen Prozeduren der neuen Physik, die den Geheimnissen der Natur mit „Hebeln und Zangen“ zu Leibe rücken will. Und weil er es ablehnte Licht anders zu betrachten, denn als ein qualitatives Ganzes, konnten seine optischen Experimente nicht voranschreiten.

Im Gegensatz zu Goethe gab Newton in seiner mechanistischen Deutung des Universums, die für zwei Jahrhunderte das wissenschaftliche Credo wurde, *praktisch* nichts als der quantitativen Deutung der Wirklichkeit Raum. Dieses ausschließliche Interesse in quantitativen Verhältnissen blieb in der modernen Physik so vorherrschend, daß sogar Bertrand Russel gesagt hat, es wäre für einen Blinden möglich alles über unsere Physik zu wissen. Ohne diese Annahme unterschreiben zu wollen, so ist es doch unbezweifelbar, daß ein blinder Student genügend darüber wissen könnte, um die Theorie und Praxis derer zu beeinflussen, die sehen können. Denn die Verkürzung des Wissens auf quantitative Formeln hat eine derartige *Kapitalisierung* des Wissens erlaubt, daß die Tätigkeit eines um sein Sehvermögen beraubten Wissenschaftlers sich sogar auf etwas anwenden ließe, das die Domäne des Sichtbaren par excellence bildet. Derart wäre es in keiner Weise für einen Blinden unmöglich sich mit Optik zu beschäftigen, und zum Beispiel bis dahin unbekannte Farbinteraktionen zu entdecken. In jedem Fall schließt die Empfindlichkeit der Retina im Bereich des elektro-magnetischen Spektrums nicht mehr ein, als diese dünne äquatoriale Bandbreite, genannt das „sichtbare Spektrum“; und so könnte der blinde Professor analog dazu ein Gerät verwenden, das automatisch die Farbunterschiede registriert, die unserem Auge entgehen. Darüberhinaus könnte er durch Analogie mit Tast-, Gehör-, und Geruchsempfindungen sogar zu einem gewissen psychologischen Verständnis der Farbenwelt gelangen. Dagegen ließe sich einwenden: der Blinde könnte nur Farben bestimmen ohne in Wirklichkeit mit ihnen vertraut zu sein, weil er wüßte wie man sie in numerischer Reihenfolge entsprechend der Skala ihrer korrespondierenden Wellenlängen verwendet - kurz, er würde lediglich Namen und Nummern kennen, aber keine Farben; und selbst wenn er durch Analogie eine psychologische Regung von ihnen verspüren würde, wäre der empfindsame Blinde, sei er noch so empfindsam, immer noch mit dem essentiellen unbekannt: der Qualität. Sagt nicht Russel selbst an

anderer Stelle, daß man unmöglich mit letzter Gewissheit das Wort *Rot* verständlich machen kann, ohne auf etwas zu deuten, was rot ist? Dieser Einwand ist allerdings nicht schlüssig. Denn wenn der Blinde genug über Optik wissen könnte um die Praxis der sehenden Menschen beeinflussen zu können, dann wäre es nicht zu bezweifeln, daß er auch etwas wichtiges darüber zu sagen weiß. Und die Tatsache, daß weder ein Blinder noch unzählbar viele Blinde in der Lage gewesen wären, unsere Optik und Physik zu erschaffen, schließt in keiner Weise die Tatsache aus, daß sie in der Lage wären von dem angesammelten Wissen Gebrauch zu machen, das aus den Experimenten und Erfahrungen gezogen wurde, die sie selbst nicht machen konnten. Dehnen wir das Beispiel aus, so wird leider nur zu deutlich, daß unsere Welt von allen Arten von *Blinden* beherrscht wird, die mit verderblicher Geschicklichkeit von sehr machtvollen Instrumenten Gebrauch machen, die sie selbst niemals erschaffen hätten können. Somit ist es nicht notwendig ein Chemiker oder Mathematiker zu sein, um Bomben zu werfen - und das ist vielleicht der Grund, warum unsere Zivilisation einem blinden Giganten an Ähnlichkeit so nahekommt.

Aufgrund der Tatsache, daß quantitative Gleichstellungen die Dinge in die anwendungsgerechteste Ordnung bringen und folglich in die Ordnung, die einer gemeinschaftlichen Tätigkeit am gerechtesten wird, hat sich diese Gleichstellung in praktischen Ergebnissen als ausnehmend fruchtbar erwiesen. Die Maschinen sind ihre Kinder - und wenn man sich nicht damit zufrieden gibt, die großen historischen Wandlungen mit den Mitteln der unbefleckten dialektischen Auffassung zu erklären, ist es einfach zu sehen, daß für eine Kultur, die nur das für wirklich anerkennt, was in Zahlen ausgedrückt werden kann, der Kapitalismus der adäquate ökonomische Ausdruck ist. Denn Kapitalismus ist der Ausdruck von Machtverhältnissen in rein quantitativer Form. In diesem Sinne verstand Sombart ganz richtig, daß die doppelte Buchführung aus dem selben Geist geboren wurde, wie die Systeme von Galilei und Newton, und daß dieser stehenbleibt „auf der in allen seinen Konsequenzen erfüllten Idee, alle Dinge ausschließlich als Quantitäten zu aufzufassen“. Die omnipräsente *quantitative Tendenz* findet im Kapitalismus ihre unheilvollste und widerlichste Form. Nichtsdestoweniger belegen die materialistischen Doktrine allein in dem Maße, wie sie daran festhalten, unsere Schwierigkeiten rührten ausschließlich von einer schlechten quantitativen Anpassung her und unsere industrielle Entwicklung führe automatisch zu besseren Lösungen, daß sie mit den Verteidigern des Kapitalismus die charakteristischen Vorurteile über diese Zivilisation teilen.

Anzunehmen, daß ein Ding notwendig ist, aus der bloßen Tatsache, daß es existiert, mag beruhigend sein, trägt aber nichts zum Wissen bei. Nur eine naive Eitelkeit könnte Abfolge für Fortschritt halten und daraus schließen, daß der jüngste Stand der Dinge unvermeidlich der beste ist.

Andere Kulturen, die wir durch keinerlei Recht als unserer unterlegen bezeichnen können, waren essentiell mit Qualitäten beschäftigt. Im alten Griechenland beispielsweise drückt sich diese Tendenz in der Tatsache aus, daß die griechische Mathematik gänzlich aus natürlichen Zahlen ableitbar ist. So wie sie zwischen *Formen* und *Zahlen* nicht unterschieden, waren die Griechen unfähig das große Symbol zu erfinden, das den Nabel der Algebra bildet: die Null - eine Erfindung des alten Indiens ebenso wie der Mayas. Auch Aristoteles zog die quantitativen Verhältnisse lediglich als „zufällige“ in Betracht. Und diese Tendenz, die Idee der qualitativen Ganzheit nicht zu verlassen, die dem griechischen Universum seine Einheit verlieh, ist sicher insgesamt nicht unbewußt - nicht unbewußter jedenfalls, als Goethes beharrliche Taubheit gegenüber der *irrationalen* Entwicklung der Mathematik in seiner Zeit. Insoweit als er Plato folgt, teilt auch Kant diesen Widerstand, und sein Jünger Schiller läßt in seinem berühmten Gedicht den kühnen Taucher umkommen, der das abgrundtiefe Chaos gesehen hat, das nicht für menschliche Augen bestimmt ist - genau wie ein griechischer Mythos denjenigen umkommen läßt, der das Amorphe entschleierte, „denn das Unaussprechliche und das Unvorstellbare muß für immer verborgen bleiben“. Mit anderen Worten sollte der Mensch, für sie, nicht begreifen wollen, was nicht in Worten für menschliche Qualitäten auszudrücken ist.

Das mag im Widerspruch zu Demokrits Vorwegnahme der Atomtheorie stehen. Denn indem er sagt „süß ist süß, bitter ist bitter, kalt ist kalt, nur durch Gewohnheit“, scheint Demokrit Galilei vorwegzunehmen, für den solche qualitativen Wahrnehmungen nur „Namen“ sind. Für Griechenland blieb diese Theorie jedoch eine *philosophische* Entdeckung; tatsächlich bemißt die antike Wissenschaft

qualitative Ganzheiten nicht, sondern klassifiziert sie. Während die moderne Wissenschaft genau aus den Experimenten Galileis geboren wurde, der begann universelle „Gesetze“ zu errichten, die allein auf dem Meßbaren basierten. Der Einwand, daß die Physik nicht als die einzige Wissenschaft angesehen werden sollte, daß wir andere hätten, die nicht ausschließlich mit Quantitäten beschäftigt sind, berührt nicht den essentiellen Punkt. Zunächst einmal weil es die Physik war, die die Technik erzeugte, die unsere Welt beherrscht; und darüberhinaus weil es die Physik war, die die fruchtbarste experimentelle Methode entwickelt hat, die Methode des „kontrollierten Experiments“.

Aber das Leben besteht nicht aus Abstraktionen - und für einen Verstand ohne Neigung zu wissenschaftlichem Askeseum ist es unerträglich in einem Stadium *emotionaler Blindheit* zu verharren, in der Wüste größtenteils quantitativer Wirklichkeit. Newton rettete sich durch einen Gott, der als Chef-Ingenieur ein für alle Mal die universelle Maschine erbaut hatte - die seitdem bis in die Unendlichkeit ihr „unimaginative push-and-pull business“ aufführt. Für diejenigen, die etwas besseres wollen, ist es notwendig Qualitäten wiederzuentdecken. Aber wo? Arme Qualitäten! Verbannt von der wissenschaftlichen Realität wurde ein erstes Kontingent von ihnen in das metaphysische Fegefeuer hinabgestoßen, unter der vagen Bezeichnung „sekundäre Qualitäten“; sekundär oder nicht, sie hatten zumindest die Befriedigung zu beobachten, wie die anderen eine nach der anderen zu ihnen hinstief. Denn die Physik verließ schließlich fast alle von ihnen, auf lange Sicht unfähig verschiedene Arten von Qualitäten selbst theoretisch aufrechtzuerhalten (praktisch hatte sie diese niemals beizubehalten gewußt). Es war die Philosophie, die sie adoptierte. Aber sie behandelte sie stiefmütterlich. Denn die Philosophie benützte bis in unsere heutigen Tage für ihre bauchrednerischen Übungen eine metaphysische Puppe, gestopft mit den Nebenprodukten der offiziellen Mathematik und Physik. Und so, wie diese Wissenschaften nichts mit Qualitäten anzufangen wußten, war die Philosophie auf ihre Weise gezwungen sie aus ihrer *numinosen Wirklichkeit* auszuschließen - sie drückte sie sozusagen von einer Nicht-Wirklichkeit in die andere. Darüberhinaus blieb das metaphysische Denken unglücklicherweise der theologischen Methode treu, die darin besteht eine Unbekannte mit zwei Unbekannten zu erklären. Vielleicht liegt es daran, weil sie mit Thomas von Aquin aus dem theologischen Sumpf als die erste Insel der Vernunft aufstieg, daß sich die Metaphysik ein Recht auf Außerirdischkeit anmaßt. So fügt sie, wenn sie nicht weiß wie sie ein Ding in der Wirklichkeit plazieren soll, einfach ein Verlängerungsstück hinzu, eine nachher hinzugefügte Hinter-Wirklichkeit. Verlängerungsstücke: das Übernatürliche für eine zu winzige Natur, die Über-Vernunft für eine zu lahme Vernunft, eine Freiheit mit einem doppelten Boden, eine extra-moralische Moral, die zugleich gleichgesinnter Mitkämpfer der recht-denkenden Insider eines eingeseigneten „ismus“ ist - kurzum, wenn man unfähig ist, ein Ding zu definieren, macht man einfach zwei daraus. Das ist angenehm, aber es führt nicht sehr weit. Die Annahme, daß wirklich profundes Denken gewisse „a priori“ und intellektuelle Axiome zulassen muß, ist eine Annahme, die in erster Linie beweist, daß man die Frage falsch gestellt hat. Denn nach Ratners ausgezeichnete Anmerkung sind die „Sätze selbst Konsequenzen, und nicht metaphysisch primitive oder Ur-Begründungen“ weil: „jedes Ideenschema ist bereits eine Deutung der Erfahrung - Erfahrung deren formulierte Konsequenz dieses Ideenschema ist“. Die Verwirrung wird vollständig wenn eine Pseudo-Wissenschaft, genannt Dialektik, für sich in Anspruch nimmt, die Bedürfnisse des Lebens mit den Erfordernissen des Wissens in Einklang zu bringen. Es ist nicht notwendig zu diesem Thema zurückzukehren¹; es soll genügen an dieser Stelle zu sagen, daß, selbst wenn der dialektische Zaubermechanismus der Transformation von Gegensätzen irgendwoanders funktionieren würde, als im Kopf seines Erfinders, Quantität letztlich niemals in Qualität umzuwandeln wäre. Aus dem einfachen Grund, daß Quantität und Qualität unter keinen Umständen als „Gegensätze“, als „Oppositionen“ definiert werden können. Denn Quantität setzt Qualität voraus. Andererseits führt ihre fortlaufende Verwirrung zwischen *Folge* und *Grund* die materialistische Metaphysik zu der Albernheit, Wissenschaft und Kunst als „Überstrukturen“ zu behandeln. Dennoch, der Unsinn ist derart offenkundig: man würde niemals auf die Idee kommen, daß die Liebe eine Überstruktur ist, weil man ernährt sein muß, bevor man zeugen kann und weil es für das *Individuum* unerlässlicher ist zu essen, als Liebe zu machen - denn für die Menschheit ist die Liebe ebenso unerlässlich, wie die Ernährung. Und es ist keineswegs ein Merkmal der Wissenschaft

und der Kunst, daß sie die Befriedigung gewisser ursprünglicher Bedürfnisse voraussetzt - weil der Mensch sozusagen nach der Befriedigung der gebieterischsten animalischen Nöte erst zum Menschen wird. Was nicht heißen soll, daß es für Momente nicht wichtiger sein könnte, sein Leben zu verteidigen, als Liebe zu machen, aber ohne Liebe gäbe es kein Leben zu verteidigen. Sieht man ein, wo eine Zivilisation steht, die glaubte sich über qualitative Werte mokieren zu müssen, so erlaubt uns nichts mehr anzunehmen, die künstlerische Tätigkeit sei in der Gesamtheit des Seins weniger wichtig als irgendeine militante Tätigkeit im Hinblick auf ein festgesetztes Ziel.

Denn es ist die Kunst, der das Reich der Qualität angehört. In allen anderen Bereichen summarisch ausgemerzt, hat die Qualität immer über die immensen Reiche weiterregiert, aus denen die Zahl ausgeschlossen ist, die Reiche, in denen die Erscheinung nicht trägt. Es ist wahr, daß die Dichter seit Goethe kein Wort mehr mitzureden haben. Aber seitdem sich niemand mit der Annahme zufrieden geben kann, das Licht hauptsächlich eine Anzahl von Vibrationen ist, ist es höchste Zeit zu begreifen, daß der Dichter ebenso voller *Wahrheit* spricht, wie der Wissenschaftler, wenn er annimmt das Licht gehöre zur Vision. Und in der Weise, wie wir glauben durch eine wissenschaftliche Formel alles über ein Ding wissen zu können, was es zu wissen gibt, sind wir sicherlich weiter zurück als das 18. Jahrhundert. Tatsächlich *glaubt* die Öffentlichkeit (und nicht einige wenige Wissenschaftler) heute so abergläubisch an die Wissenschaft, wie sie gestern an die Hexerei glaubte. Und man könnte kaum vorgeben, daß der moderne Aberglaube überlegen sei, mit der Begründung, daß die praktischen Ergebnisse der Wissenschaft in sich selbst wohltätig seien - denn sie sind nicht unbedingt wohltätig solange wir für ein Heilmittel hundert Tötungsmittel lernen, und solange unsere Beherrschung der Naturkräfte anstatt das Leben zu humanisieren, den Menschen bestialisieren. Deshalb ist die Wiederbestätigung der Kunst nicht eine Sache theoretischer ästhetischer Rehabilitation, sondern ein lebendiges Problem. Denn solange die schreckliche emotionale Frustration, die von der Wissenschaft eingeseget wurde, bestehen bleibt, wird der Weg offen stehen bleiben für Scharlatanismen, die die unerläßliche emotionale Befriedigung versprechen. Wer es ablehnt im Schatten der verfallenen Kirchen zu kriechen, kann nur zu leicht Beute totalitärer Mystizismen werden.

Aber - und darin liegt das große Mißverständnis - der Dichter liegt in seiner Weise falsch, wenn er nichts als die emotionale Qualität der Dinge anerkennt, und wenn er diese Qualität in einen falschen Gegensatz zu dem Studium ihres richtigen Ablaufens setzt. Er hat immer Recht, solange er als *Dichter* spricht. Dann *ist* die Sonne über seinem Kopf, und er kann einen Gott oder eine Murmel aus ihr machen, ganz seiner königlichen Freude folgend. Aber sobald der Dichter ohne Inspiration spricht, ohne die traumwandlerische Unfehlbarkeit, durch die er allem angehört und nicht als Individuum sondern als Sinn der Humanität spricht - muß er sich selbst mißtrauen. Er muß dann wissen über was er spricht, oder er muß schweigen. Anderenfalls läuft der Dichter, der nicht mehr im Namen echten Mysteriums spricht, Gefahr als *Mystagoge* zu agieren². Und als solcher öffnet er die Tür zum Obskurantismus. Die Diskussion um die Notwendigkeit neuer Mythenbildung ist nutzlos. Neue Mythen werden sowieso gebildet, ob man will oder nicht. Es liegt an dem Dichter ihre schöpferische Kraft zu befreien, an ihm sie zu dynamisieren wenn sie zu Kirchen erstarren.

Genauso wie die Wissenschaft normativ sein muß um ihre Daten zu koordinieren, so muß die Kunst vereinzeln um zu bewegen - und kann nur individualistisch sein, denn jede unmittelbare Erfahrung ist an den Einzelnen gebunden. Aus diesem Grunde kann kein *Kunstwerk* in dem gleichen Sinne universell sein, wie eine wissenschaftliche Formel - aber Kunst ist als uranfänglicher Ausdruck universell. Sie allein kann den *dynamischen Ausgleich* unmittelbarer Erfahrung in der Sprache menschlicher Werte geben. Der Dichter beobachtet nicht, er nimmt wahr. Im Unterschied zur Beobachtung, die vergleicht und mißt, registriert die Wahrnehmung im Verhältnis zum Gefühlswert und organisiert so rythmisch, während die Beobachtung systematisch koordiniert. Deshalb haben alle Kinder Talent bis zu dem Alter, in dem sie lernen perspektivisch zu zeichnen; das heißt bis zu dem Zeitpunkt, an dem der Rhythmus spontanen Ausdrucks durch ein Interesse für konventionelle Normen zerstört wird.

Das schließt in keiner Weise jede Beschäftigung mit dem Maß in der Kunst aus. Daß sich Qualität und Quantität nicht ineinander transformieren können, schließt deshalb nicht ihre Verbindung

untereinander aus - genauso wie der grundlegende Unterschied in der Vorgehensweise von Wissenschaft und Kunst weder die Wissenschaft davor bewahrt, gewisse ästhetische Aspekte aufzuzeigen, noch die Kunst davor ein Problem für die Wissenschaft aufzuwerfen. Aber ihr grundlegender Unterschied in den unmittelbaren Mitteln und Zielen macht es für den Wissenschaftler ebenso unmöglich künstlerisch zu arbeiten, wie es für die Kunst unmöglich ist wissenschaftlich zu sein. Deshalb führt jedes Interesse an Kalkulation in der Kunst von dem Moment an, wo es vorgibt mehr zu sein als ein nur regulatives Prinzip in der Ausführung des Werkes, von dem Moment an, dem es anstrebt ein konstitutives Prinzip in seiner Schöpfung zu werden, unvermeidlich zu akademischem Formalismus. Es hat kaum eine Bedeutung, ob zu einem naturalistischen oder abstrakten Akademismus. Aus diesem Grunde hat der Abstraktivismus, der einerseits für seinen Beitrag zur Befreiung des Ausdrucks anzuerkennen ist, in seinem Versuch sich an wissenschaftliche Normen und philosophische Abstraktionen anzuhängen, andererseits zu nichts als sterilen Übungen geführt. „Absolute Schönheit kann nur in geometrischen Figuren und reinen Farben gefunden werden;“ man stellt sich vor Mondrian zu hören, es ist aber Platon. Aber es ist nicht paradox, daß es die Ästhetik des klassischen Griechenlands war, die dem Akademismus sein Modell gab - der, anstatt die unendliche Entdeckung zu suchen, Sicherheit im Maß sucht? Paradox, weil der Akademismus versucht quantitative Begriffe in die Kunst einzuführen, während das griechische Denken so essentiell mit Qualität beschäftigt war? Das Paradox kann leicht gelöst werden. Die griechische Wissenschaft behandelte nur qualitativen Einheiten, und genau deshalb konnte in Griechenland die Kunst mit einer plastisch vorzustellenden Geometrie verbunden werden, eine Verbindung die mit unserer amorphen quantitativen Wissenschaft unvereinbar ist.

Auf eine entgegengesetzten Art geht der Surrealismus den falschen Weg, wenn er versucht die Wissenschaft zu poetisieren, was nur zu Mystizismus führen kann. Der Dichter und der Wissenschaftler müssen sich letztlich untereinander verständigen - und jeder von ihnen muß den Gedanken aufgeben, er allein könne sich ein exklusives Anrecht auf die Wahrheit herausnehmen. Die Unterscheidung zwischen Qualität und Quantität bedeutet nicht die Teilung der Wirklichkeit in zwei Teile; es ist eine instrumentelle Notwendigkeit - wenigstens bis zu einer neuen Zusammensetzung. Wirklichkeit ist eins und unteilbar. Das Wort verliert seine ganze Bedeutung, wenn es nicht beides bezeichnet, Sein und Werden. Nur durch die Verwendung leerer Abstraktionen, wie „das Absolute“ oder „das Nichts“, gibt diese Wirklichkeit auf, die *unsere* zu sein. Unser menschliches Bestreben ist als solches wertvoll, und braucht keine Rechtfertigung einer außermenschlichen, kosmischen Entgültigkeit, aus dem einfachen Grund, daß wir immer und überall *in* der Wirklichkeit sind, und nicht *im Angesicht* zu ihr. Und eben dies erfordert mit Entschiedenheit unsere spezifisch menschlichen Mittel zu verstehen und zu entwickeln.

Die schwerwiegende Krise, die die Wissenschaft gegenwärtig durchläuft, würde vielleicht die Prophezeiung einer neuen Ordnung rechtfertigen, in der die Wissenschaft nicht länger eine absolutere Wahrheit vortäuscht, als die der Dichtung. In der die Wissenschaft den Wert der Kunst *komplementär* zu ihrem eigenen Wert versteht, anstatt die ausweichende Flucht in die Metaphysik zu suchen, wenn ihr die eigene Physik zu eng wird. „Wir können niemals sagen, was wirklich *ist* oder was wirklich *passiert*, sondern nur was zu *beobachten* ist in jedem konkreten Fall“³, schließt Schrödinger, der den Mut hat die philosophische Tragweite der letzten Entdeckungen der Physik nahezulegen. Gewöhnlich ähnelt die Wissenschaft, wenn sie versucht sich philosophisch zu sehen, eher einer Schlange, die ihren eigenen Schwanz aufzublasen versucht, ohne zu genau zu verstehen, was ihr die Kehle verstopft. Die neue Quantenphysik ist genötigt den rigorosen Determinismus aufzugeben, der bis heute als einzige Grundlage der Physik erhalten mußte; genötigt auch einzusehen, daß es unmöglich ist genau und gleichzeitig Standpunkt und Geschwindigkeit zu kennen; zuzugeben, daß man in der Mikrophysik „nicht länger eine klare Unterscheidung zwischen dem Phänomen, das man beobachtet und bemißt, und der Methode der Beobachtung und Bemessung treffen kann.“ Wenn in anderen Worten die höchstmögliche Präzision der Beobachtung, die perfekte Unterscheidung zwischen Instrument und Gegenstand der Erfahrung, unsicher wird, ist es uns dann nicht erlaubt daraus zu schließen, daß die Physik am Punkt angelangt ist ihren Anspruch preiszugeben uns eine rein

quantitative und doch befriedigende Antwort anzubieten? Einige große Physiker vergleichen die Schwierigkeiten der mikroskopischen Physik mit den Schwierigkeiten der Selbstprüfung in der Psychologie. Und die neue Antwort auf diese Frage: „Existieren die Farben in dem weißen Licht bevor es das Prisma durchläuft, das dessen Zerteilung bewirkt?“ scheint gleichweit von den Ideen Goethes und Newtons entfernt. Denn die neue Physik antwortet, daß sie sehr wohl existieren - „aber nur in der Weise, in der eine Möglichkeit vor dem Geschehen existiert, das uns darüber aufklären wird, ob sie tatsächlich verwirklicht wurde.“⁴ Als eine Möglichkeit. Heißt das die neue Physik hätte gewagt die Sicherheit zugunsten der Möglichkeit preiszugeben? Als eine Möglichkeit. Und vor dem materiellen Nachweis, daß es zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit keine Trennung gibt, sondern nur eine prekäre ideelle Grenzlinie: dürfen wir nicht hinzufügen, daß das, *was denkbar ist, auch möglich ist?*

Juli 1942

¹ Siehe „Inquiry on Dialectical Materialism“, in: DYN, Nr.2

² Mystagoge als Analogie zu Demagoge verwendet

³ Im Originaltext gesperrt gedruckt

⁴ Louis de Broglie, „Matter and Light“, S.272.